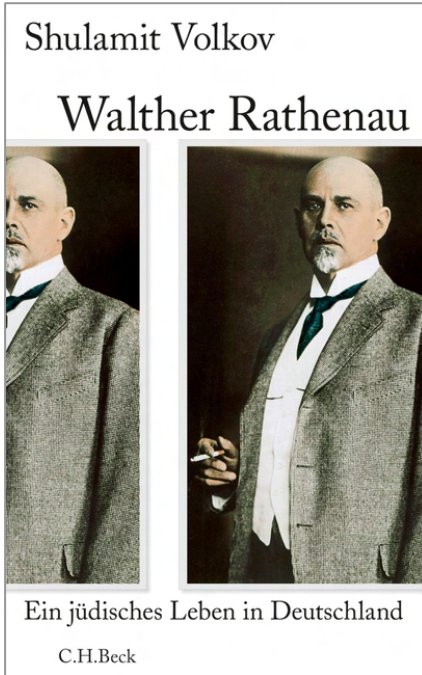


Unverkäufliche Leseprobe



Shulamit Volkov
Walther Rathenau
Ein jüdisches Leben in Deutschland
1867-1922

Aus dem Englischen von Ulla Höber
250 Seiten, In Leinen
ISBN: 978-3-406-63926-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/10278675>

Jugend- und Lehrjahre

Walther Rathenau kam am 29. September 1867 in Berlin zur Welt.¹ Später sprach er oft davon, dass seine Vorfahren seit hundert Jahren in Berlin lebten. Aber das Berlin, in das seine Großeltern zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus dem Norden und Nordosten Brandenburgs zogen, war ein ganz anderes Berlin als jenes, das Rathenau in seiner Jugend kannte.² Während sich damals die Hauptstadt vollständig an den militärischen Bedürfnissen des Königreichs Preußen orientierte, einer Garnisonsstadt, die erst kürzlich mit einigen königlichen Bauten im prächtigen klassizistischen Stil ausgestattet worden war, so wandelte sich das Berlin von 1860 schnell, um seinem zukünftigen Status als Zentrum des Kaiserreiches gerecht zu werden. Die preußische Armee gewann in diesem Jahrzehnt drei Kriege in Folge. Bald nach dem ersten Sieg über Dänemark im Jahre 1864 begann die Stadt in bislang unbekanntem Ausmaß zu wachsen. Das Image einer jugendlichen, energiegeladenen Metropole, der politisch und auch ökonomisch eine große Blüte bevorstand, machte sie für neue Einwohner attraktiv. Nach dem Sieg über Österreich im Sommer 1866 sorgte Bismarcks Anwesenheit in der Stadt für Begeisterung bei vielen Zugezogenen. Obwohl der Reichskanzler selbst kein Stadtmensch war, betrachtete man ihn zu jener Zeit als die treibende Kraft dieser rasanten Entwicklung Berlins. Als schließlich am 18. Januar 1871 der preußische König zum Kaiser eines neuen Deutschen Reichs gekrönt wurde, nach einem weiteren spektakulären Sieg, dieses Mal über Frankreich, warteten die Bewohner der neuen kaiserlichen Hauptstadt begierig auf den pompösen Auftritt Wilhelm I., nun preußischer

König und deutscher Kaiser, der ab und zu durch das Brandenburger Tor ritt. Der Bauboom, besonders nach Westen hin, der für elegante Wohnbezirke für die wohlhabenden Bürger sorgte, wurde jetzt durch noch schnelleres Wachstum angeheizt. Das neue Deutschland begann die Früchte der Industrialisierung zu genießen. Durch die beträchtlichen Reparationszahlungen, welche die besiegten Franzosen pflichtgemäß beglichen, konnte, zumindest eine Zeit lang, der neue Luxus aufrechterhalten werden. Und obwohl die Finanzblase wuchs und schon 1873 platzte, kehrte Berlin nie wieder zu seiner provinziellen Vergangenheit zurück.

Zur Zeit der nationalen Einigung hatte die Stadt schon 865 000 Einwohner, 1877 waren es bereits mehr als eine Million und 1905 zwei Millionen. Zwar waren Paris, London und New York viel größer, aber keine andere Stadt wuchs damals so dramatisch schnell. Der Aufbau des Kaiserreichs wurde von einem Wirtschaftswachstum begleitet, das zwar Krisen und Rückschläge erlebte, aber langfristige und eindrucksvolle Folgen hatte. Es war eine aufregende Zeit für alle Deutschen, und Berlin war das Zentrum. Die Dynamik war ansteckend, die Leistungen waren – außergewöhnlich. Zweifellos war es der richtige Ort und der richtige Zeitpunkt, um ins Rampenlicht zu treten.³

Das galt umso mehr für einen Juden. Bereits in den Achtzigerjahren des 18. Jahrhunderts hatte die Diskussion darüber begonnen, dass die diskriminierende Gesetzgebung abgeschafft werden musste, die das Leben der Juden in den verschiedenen Staaten des alten Heiligen Römischen Reichs reglementierte. Die ersten Texte, die mehr Bürgerrechte für die Juden forderten, wurden in Preußen veröffentlicht, in Berlin. Die frühesten Reformen wurden jedoch in den habsburgischen Gebieten umgesetzt, die unmittelbar zum Herrschaftsgebiet von Joseph II. gehörten. Im restlichen Kaiserreich gab es für die meisten Juden nur minimale Verbesserungen, trotz der lang andauernden Debatte über ihren Status und später sogar trotz der neuen Gesetzgebung, die Napoleon zwangsweise eingeführt hatte. Die regional unter der französischen Besatzung

erzwungenen Reformen wurden kurz nach der Niederlage der Franzosen entweder ganz zurückgenommen oder nur teilweise umgesetzt. Die vollständige Emanzipation der Juden wurde erstmals während der Revolution von 1848/49 in die Verfassung aufgenommen und von der Nationalversammlung in Frankfurt verabschiedet, aber auch diese ist nie verwirklicht worden. Erst in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts, in der Epoche des schnellen Wirtschaftswachstums und der wieder aufkeimenden Liberalisierung, schien der Widerstand gegen die Emanzipation schwächer zu werden, und nach und nach leiteten die deutschen Staaten die lang ersehnten gesetzlichen Schritte zur Emanzipation ein, und 1871 wurde sie im Gefolge der deutschen Einigung besiegelt. Für das deutsche Judentum hatte eine neue Ära begonnen.

Aber die gesetzliche Gleichstellung selbst führte nicht immer zu Veränderungen im täglichen Leben, obwohl sie von hohem symbolischen Wert war. Von Beginn an hatte die Emanzipation nicht nur eine rechtliche, sondern auch eine gesellschaftliche und kulturelle Seite. In Frankreich wurde die Gleichstellung als eine Vorbedingung der Integration betrachtet. Sie wurde dem einzelnen Juden gewährt, aber man hat gleichzeitig die Korporationsrechte der Juden, die oft als Privilegien aufgefasst wurden, abgeschafft. In Deutschland machte man dagegen die Integration zur Vorbedingung der Gleichstellung.⁴ Die konservativen Regime, die nach der Niederlage von Napoleon in den meisten deutschen Staaten wieder an die Macht gekommen waren, ließen die alten Institutionen der jüdischen Gemeinden unangetastet. Die Juden, die einen «Zugang» zur deutschen Gesellschaft anstrebten, konnten nur dann auf Gleichstellung hoffen, wenn sie «Wohlverhalten» zeigten oder sich durch besondere Leistungen hervortaten.

Jüdische «movers and doers»,⁵ erfolgreiche Geschäftsleute und Bankiers, waren aktiv am Aufbau einer neuen Bourgeoisie beteiligt, die ihre Basis in der Wirtschaft hatte, und einigen ihrer Söhne gelang es allmählich, auch ins Bildungsbürgertum aufzusteigen. So wurde der Wandel von beiden Seiten initiiert: Die Deutschen ließen

zu, dass einige der Barrieren, mit denen man Juden üblicherweise ausgrenzte, abgeschafft wurden, und gleichzeitig wuchs das Interesse der Juden, eine immer vollständigere Integration zu erreichen. Die begrenzte, aber doch wahrnehmbare Öffnung auf der einen Seite ermutigte aktive Anstrengungen auf der anderen, und obwohl es zunächst ein langsamer Prozess war, beschleunigte er sich bald und erfasste immer größere Teile der Bevölkerung.

Dieser Prozess wurde jedoch durch Widerstände auf beiden Seiten abgeschwächt. Die vorsichtigeren unter den etablierten Rabbinern misstrauten der Integration ganz prinzipiell und lehnten sie ab. Viele Deutsche hatten aus diversen gesellschaftlichen und ökonomischen Gründen Vorbehalte, doch noch zentraler war eine lange und tief sitzende antijüdische Tradition. Die Konservativen schienen sehr darauf bedacht zu sein, den christlichen Charakter von Staat und Gesellschaft aufrechtzuerhalten. Die Liberalen, die zu diesem Zeitpunkt bereits zu den wichtigsten Vertretern einer neuen Variante des Nationalismus geworden waren, betrachteten die Juden als fremdes ethnisches Element, als Menschen, die ihrer Natur nach untauglich waren, gleichberechtigte Bürger eines zukünftigen deutschen Nationalstaates zu werden. Unter diesen Umständen schien weder eine echte formale Gleichstellung noch eine wirkliche Integration möglich. Trotzdem konnten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die deutschen Juden beträchtliche Erfolge vorweisen, sowohl in der sozialen und ökonomischen Mobilität als auch in der Akkulturation.

Zwischen 1800 und 1870 gelang ihnen tatsächlich der gesellschaftliche Durchbruch. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren sie meist arm, und sie lebten weitgehend isoliert von ihren nichtjüdischen Nachbarn. Dagegen waren sie im späten 19. Jahrhundert ein fester Bestandteil der unteren und mittleren Mittelschicht geworden. Nur wenige wurden sehr reich, aber es gab auch nur relativ wenige Arme. In nur zwei oder drei Generationen waren die Juden vom Rand der deutschen Gesellschaft in ihr Zentrum gelangt. Sie waren urbaner als andere, und überdurchschnittlich viele zogen in

die Metropolen. Die Berufsmöglichkeiten öffneten sich vor allem durch den Zugang zu den freien Berufen. Zwar konnten sie nicht Offiziere der preußischen Armee werden, meist nicht einmal in den Reserveeinheiten, und sie hatten nur sehr geringe Aufstiegschancen im Staatsdienst, vor allem in der übermächtigen preußischen Verwaltung. Aber immer öfter und immer deutlicher kam ihre Stimme zur Geltung. Sie waren eine ganz besondere Art von Minderheit. Sie waren weder ärmer noch weniger gebildet als die anderen Deutschen, sie waren in vieler Hinsicht keine «Randgruppe». Normalerweise betrachteten sie sich selbst keineswegs als eine Minderheit. Man sagte sich, Deutschland sei ein ethnisch heterogenes Land und die Juden seien ein «Stamm» unter vielen anderen, der, wie die anderen auch, in der im Entstehen begriffenen großen deutschen Nation aufgehen würde.

Die nichtjüdischen Deutschen sahen das meist anders. Während die Juden normalerweise die gesellschaftliche und kulturelle Integration anstrebten, ohne ihre jüdische Identität aufzugeben, erwarteten viele Deutsche gerade diesen letzten Schritt. Selbst die liberaleren Befürworter der Emanzipation hofften, dass die Juden mit ihrer Integration ihre Einzigartigkeit abstreiften. Oft bestanden sie darauf, dass sie konvertierten. Manche Juden waren dazu bereit, wollten es sogar. Heinrich Heine, der Berühmteste von ihnen, betrachtete seine Taufe als das «Entreebillet zur europäischen Kultur». Aber von einigen Großstädten abgesehen, in denen zu bestimmten Zeiten, wie im Berlin des frühen 19. Jahrhunderts, die Konvertierungsrate relativ hoch war, gab es nicht viele Juden, die ihre Religion aufgaben. Endogamie, die Heirat nur in der eigenen Gruppe, war weiterhin die Regel, und die Bindungen in der jüdischen Familie und in der jüdischen Gemeinde blieben fast immer so fest wie eh und je.

Die Juden konnten zu Recht auf ihre Erfolge bei der gesellschaftlichen Integration und Akkulturation stolz sein, aber die Deutschen blieben in manchen Fällen skeptisch, in anderen feindselig. Oft waren sie sowohl skeptisch als auch feindselig, selbst wenn sie den gesellschaftlichen Aufstieg der Juden befürworteten, ja viel-

leicht ganz besonders dann. Es war eine auf vielen Ebenen komplizierte Situation. Die Juden kamen gesellschaftlich voran, aber bestimmte Spannungen zwischen ihnen und den anderen Deutschen blieben, und sie wurden auf beiden Seiten wahrgenommen. Sowohl die Deutschen als auch die deutschen Juden waren sich dieser Spannungen bewusst, aber sie hatten gelernt, damit zu leben. Einigen Juden gelang es besser, darüber hinwegzusehen, doch auch für sie blieb es ein Problem. Einige erwarteten mehr Offenheit, dann wurden sie enttäuscht, und sie fühlten sich verletzt, andere waren auf Feindseligkeiten gefasst und dann angenehm überrascht, wenn man ihnen gelegentlich freundlich begegnete. Manche, die unter dem ständigen Druck litten, probierten neue Ideologien aus, zum Beispiel den Zionismus, andere dagegen wollten sich so weit wie nur irgend möglich assimilieren. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatten jedenfalls die meisten Juden ein gewisses Maß an Zufriedenheit erreicht. Schließlich bewerteten sie den neu erworbenen Status, indem sie ihn mit demjenigen früherer Generationen verglichen, nicht mit dem utopischen Status einer vollkommenen Gleichstellung. Außerdem konnten sie ihre Lage auch mit derjenigen der Juden vergleichen, die in anderen Teilen Europas lebten, zum Beispiel im zaristischen Russland oder im republikanischen Frankreich, wo man am Ende des Jahrhunderts mit den Folgen der Dreyfus-Affäre zu kämpfen hatte. In Deutschland hatte man ein stabiles Regime und eine Gesellschaft, in der man sich an die Gesetze hielt. Hier konnte man Vertrauen in die eigene Zukunft und in die seiner Kinder haben. Im Großen und Ganzen fühlten sie sich sicher, ja sie waren sogar zufrieden, trotz des immer präsenten unterschweligen Antisemitismus.

Walther Rathenaus Vater, Emil Rathenau, wurde am 11. Dezember 1838 geboren und gehörte schon zu der Generation der Juden, für die die Emanzipation mehr oder weniger selbstverständlich war, obwohl die gesetzliche Verankerung in seiner Jugendzeit keineswegs abgeschlossen war.⁶ Als seine Eltern nach Berlin zogen, faszinierte sie der Glanz des gesellschaftlichen Lebens, und sie gewöhnten

sich an den Müßiggang der wohlhabenden Rentiers. Emil Rathenau schrieb später einmal in einer autobiographischen Skizze, sein Vater sei «streng und gewissenhaft» gewesen, verheiratet mit einer «klugen und geistreichen», eleganten und ehrgeizigen Frau.⁷ Das waren Eigenschaften, die sich leicht aus ihrer Herkunft erklären lassen. Therese Rathenau war die Tochter einer alten Kaufmannsfamilie, der Liebermanns. Ihr Vater wurde Fabrikant, hatte zunächst eine Kattunfabrik, dann produzierte er Maschinen, erst im Raum Berlin, dann in Schlesien. Es überrascht kaum, dass sich die Familienkonstellationen in den beiden Generationen ähnelten: Ein Muster in Walther Rathenaus Leben, nämlich die Distanz gegenüber dem Vater und die Nähe zur Mutter, zeigte sich bereits in Emil Rathenaus Verhältnis zu dessen Eltern. Emil Rathenau besuchte seine Mutter bis zu ihrem Tod im Jahre 1894 fast täglich, obwohl er unter ständigem Termindruck stand, und so machte es auch sein Sohn später bei seiner eigenen Mutter.

Nach dem Abitur am humanistischen Gymnasium wurde Emil Rathenau als Lehrling in das Eisenwerk seiner Verwandten nach Schlesien geschickt. Er verlebte dort viereinhalb unglückliche Jahre, und obwohl er wertvolle Erfahrungen in der Praxis machte, fühlte er sich in seinem Beruf und seinem sozialen Umfeld ganz und gar fehl am Platze. Davon befreite ihn schließlich ein kleines Vermögen, das ihm sein Großvater vererbt hatte. So konnte er studieren, erst in Hannover, dann in Zürich, und sein Diplom im Fach Maschinenbau machen. Dann begann er, unabhängig von der Familie, eine Karriere als technischer Berater bei den aufstrebenden Borsig Werken in Berlin, die vor allem Dampfmaschinen für die Eisenbahn herstellten. Trotz dieser offensichtlich vielversprechenden Position war Emil immer noch unzufrieden. Bald gab es einen neuerlichen Wechsel. Er reiste nach England, nahm Stellen in mehreren Fabriken an und beobachtete die politische und ökonomische Situation des Landes. Er war jedoch über sich und seine Leistungen nie ganz glücklich. Schließlich kehrte er nach Berlin zurück und gab seinem Leben mit zwei Entscheidungen eine gute Wendung: Er

heiratete Mathilde Nachmann, die Tochter eines reichen jüdischen Bankiers aus Frankfurt am Main, eine kluge, charmante, ehrgeizige und weltgewandte junge Frau, wie es seine Mutter war. Dann übernahm er mit einem Schulfreund als Partner eine kleine Fabrik für Maschinenbau in einem Industriebezirk in Berlin und machte sich als Unternehmer selbständig, und zwar in dem technischen Spezialgebiet seiner Wahl. Doch schon bald gab es wieder Anzeichen, dass er nicht ganz zufrieden war. Die Konstruktion von Dampfmaschinen für Heizsysteme und für die städtische Gas- und Wasserversorgung war Routinearbeit. Emil Rathenau initiierte ein neues Projekt, in dem das königliche Theater von Berlin mit allen notwendigen technischen Feinheiten ausgestattet wurde, eine ebenso interessante wie unprofitable Arbeit. Als sein Partner im Zuge des wirtschaftlichen Booms der frühen Siebzigerjahre die Fabrik in eine Aktiengesellschaft umwandeln wollte, verkaufte Emil Rathenau seinen Anteil. Er behielt seine Funktion als Direktor der Firma, plante aber offensichtlich auszusteigen. Mit dem Börsenkrach von 1873 machte tatsächlich sein erstes wirtschaftliches Unternehmen Bankrott, aber durch seine Umsicht in den Jahren davor waren seine Verluste verhältnismäßig gering.

Walther Rathenau war damals acht Jahre alt. Obwohl die Familie ihren Lebensstandard aufrechterhalten konnte, gab es dramatische Veränderungen. Der Vater, der bisher immer beschäftigt und selten zu Hause war, hatte plötzlich keine Arbeit mehr und wurde, wie sein eigener Vater, zu einem noch recht jungen Rentier, allerdings unfreiwillig. Der luxuriöse Müßiggang des Großvaters von Walther Rathenau hatte eine Generation zuvor spürbare Einschnitte erfahren, als ein großer Teil des Familienvermögens 1842 bei einem Brand vernichtet wurde. 1870 beging sein Schwiegervater Isaac Nachmann Selbstmord, als er den Bankrott seiner Bank befürchtete. Einige Jahre lang schienen sich bei Emil Rathenau auch Phasen von Depressionen und Hyperaktivität abzuwechseln. Er suchte nach einer neuen Beschäftigung, aber keine schien zu seinen Fähigkeiten zu passen, seinen Ehrgeiz zu befriedigen oder seiner Ruhelosigkeit ein Ende zu

setzen. Für kurze Zeit arbeitete er im Immobiliengeschäft seines Bruders mit, hörte jedoch bald wieder auf, weil Geschmack und Interessen nicht zusammenpassten. Dann machte er einige Reisen ins Ausland und besuchte verschiedene Weltausstellungen, immer auf der Suche nach technischen Innovationen. Unter der Unsicherheit, die ihn nie losließ, litt die ganze Familie. Mit sicherem Gespür erkannte Emil Rathenau das technische Potenzial des Telefons. Aber es zeigte sich auch, dass er wenig Selbstvertrauen hatte, denn er wollte nur eine Konzession der Behörden, um ein Fernsprechnetz in Berlin aufzubauen, keine eigene Produktionsstätte errichten, was riskanter gewesen wäre. Vielleicht hatte er aber auch das Gefühl, dass er noch nicht gefunden hatte, was er suchte. Auf der Internationalen Elektrizitäts-Ausstellung von 1881 in Paris entdeckte er Thomas Alva Edisons neue Glühbirne, die wenig Beachtung fand, bei ihm jedoch lebhaftes Interesse weckte und seine Phantasie beflügelte. Er kaufte die europäischen Patentrechte, und so begann eine neue Epoche seines Lebens, auch für die Familie. Es war der Anfang einer Karriere, die ihn zu einem der erfolgreichsten Unternehmer Deutschlands machte. Er wurde der berühmte Generaldirektor der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft (AEG), ein Erfinder von globaler Bedeutung, ein Hersteller von neuen Systemen, ein außerordentlich reicher und mächtiger Mann. Der Journalist Maximilian Harden, von dem später die Rede sein wird, nannte diesen hart arbeitenden und besonnenen Mann den «Bismarck eines Industriereiches».⁸

Walther Rathenau war eigentlich kein Kind mehr, als dieser kometenhafte Aufstieg begann. Der Vater, den er in seiner Kindheit kennengelernt hatte, war der unglückliche Emil Rathenau, der oft auf Reisen und selten zu Hause war, der immer auf der Suche nach einer vielversprechenden Aufgabe war, reizbar, unnahbar und sicherlich nicht sehr liebevoll. Walthers jüngerer Bruder Erich wurde im August 1871 geboren, etwa zwei Monate nachdem Moritz Rathenau, der Großvater, gestorben war. «Gold», das war sein Kosenamen in der Familie, war ein bezaubernder kleiner Junge. Er war das Lieblingskind seines Vaters und von Beginn an der Lichtblick in

seinem Leben. Erich war häufig krank, und so galt auch die Fürsorge seiner Mutter vor allem ihm. Unentwegt war sie darum bemüht, etwas für seine Gesundheit zu tun, und oft reiste sie mit ihm zu den diversen Kurorten im In- und Ausland. Mathilde Rathenau gefiel dieser Lebensstil wahrscheinlich aus mehreren Gründen. Ihre Ehe konnte man nicht glücklich nennen. Am Anfang war sie ihrem Mann eine echte Gefährtin gewesen, dann aber schien sie bald das Interesse an seinen hektischen geschäftlichen Aktionen verloren zu haben, und er zog sich seinerseits von ihr zurück, als die Lage kritisch wurde. Damit jedoch missachtete er ihre Bedürfnisse: Sie suchte Wärme, und sie hatte gesellschaftliche und kulturelle Ambitionen. Mit Walthers Geburt entspannte sich die Situation vorübergehend, und Mathilde war bezaubert von dem hübschen, intelligenten Jungen, der ihr Lieblingskind blieb und dem sie sich ein Leben lang hingebungsvoll zuwandte. Dennoch fand sie es mit der Geburt des zweiten Kindes zu anstrengend, für beide zu sorgen, zumal der eine oft krank war, und so schickte sie Walther zu ihrer eigenen Mutter, zunächst nur ab und zu auf Besuch, dann, damit er dort zur Schule ging. Außerdem waren die Eltern manchmal gemeinsam privat oder geschäftlich auf Reisen, sodass der kleine Walther häufig eine Trennung erlebte, die sicherlich hart für ihn war. Für den Historiker erwies sich das allerdings als segensreich: In Rathenaus Nachlass befinden sich neben einem Brief des knapp Vierjährigen an seinen Vater vom Juni 1871 ein paar kindliche, oft frühreife Briefe an beide Eltern, die einen Einblick in eine sehr frühe Phase seines Lebens ermöglichen.⁹

Von Beginn an waren die Briefe Rathenaus an seine Mutter ganz anders als die an seinen Vater. Ihr gegenüber ist er offen, humorvoll und mitteilhaft. Seinem Vater gelobte er immer wieder Besserung, er werde ihm «Freud' zu bereiten suchen, wo es auch sei ...»¹⁰ Seine Mutter war anscheinend leichter zufriedenzustellen, und bald schrieb er wie ein Erwachsener, der sich verantwortlich fühlte, sich Sorgen machte und Ratschläge gab. Wenn sie fort war, berichtete er detailliert über das Leben zu Hause, was sein Vater und er jeden Tag

gegessen hatten, von Einladungen bei Verwandten und vor allem von Emils Alltag, seinem Gemütszustand, seinen Ängsten und Sorgen. Der Sohn konspirierte mit der Mutter, um den schwer beschäftigten Vater zu schützen, und war rührend bemüht, die Beziehung seiner Eltern zu retten. «Please write to papa», mahnte er seine Mutter, und dann beschrieb er, wie unglücklich und besorgt der Vater wegen Erichs angegriffener Gesundheit sei.¹¹ Nach der Geburt der Schwester Edith im Jahre 1883 berichtete er mit vielen liebevollen, lustigen Einzelheiten von «dem Kind», das in die Obhut eines Kindermädchens übergeben worden war, das wiederum von einer dominanten Großmutter überwacht wurde. Die Mutter war zu diesem Zeitpunkt immer unterwegs, zuerst bei ihrer Mutter in Homburg, dann in vielen deutschen und italienischen Kurorten. Walther war damals 16 und wurde fordernder, bestimmter in seinen Wertungen und manchmal sogar kritischer. Er beklagte sich, wenn seine Mutter nicht oft genug schrieb. Er machte sich Sorgen um sie, sagte ihr wiederholt, sie möge auf sich achtgeben. Er schrieb oft und schmückte seine Briefe mit geschickten kleinen Tuschezeichnungen oder etwas weniger geschickten Versen und Gedichten aus. In den Briefen an seine Mutter findet man, neben Humor und Ironie, liebevolle Fürsorge, lockere Vertrautheit und auch eine Spur von Missbilligung. Seinem Bruder gegenüber nahm er die Rolle des Beschützers ein, und er konnte auch regelrecht belehrend werden. Der Ton seinem Vater gegenüber war sachlich, höflich, fast unterwürfig.